

AK

*Die Heimkehr,
ohne fortgewesen zu sein,
angefaßt von den Zweigen,
der Pulsschlag im Tau.
Wirr die Nähe. (tp 58)*

Seltsam oder nicht: es fällt mir schwer, mir AK als Kind vorzustellen. Seit meine eigenen Kinder erwachsen sind, stelle ich mir Kindsein wieder als etwas vor, was eher unbeschwert als beschwert, eher heiter als ernst, eher vertrauensvoll als ängstlich ist. Vor allem denke ich (wieder), dass Kinder dem, was auf sie zukommt, erwartungsvoll entgegenblicken, zuversichtlich. AK hingegen, denke ich mir, war ein Kind, das rasch eine Falte über der Nasenwurzel zeigte, ein Kind, das erst einmal seine Schultern ein wenig zurückzog, ehe es die Hand ausstreckte, ein Kind, für das das Alleinsein ebenso angemessen war wie das Spielen mit anderen Kindern. Ich stelle mir also offenbar den sagen wir mal zehnjährigen A als ein ziemlich unkindliches Kind vor, wobei er in Wahrheit womöglich der lustigste Bub von ganz Brunensee war, er hat es nur niemanden merken lassen.

Natürlich komme ich auf diese Ansicht über den kleinen A außer durch meinen falschen Begriff von Kindheit durch den erwachsenen K, mit dem ich übrigens zahlreiche außerordentlich heitere Abende verbracht habe, bei denen wir das Lachen nur unterbrochen haben, um wieder einen Schluck trinken zu können. Dieser erwachsene K war für mich im Wesentlichen immer ein grüblerischer Mensch, ein Nachdenker, kein Leichtfuß.

*Wie Wolken zerstören,
den Wind ausbeuten,
um sich zu verwandeln!*

*Dich bringt der Blick
Weg vom Dauern,
ausgeklammert
gehst du und gehst du. (tp 37)*

Der Leichtfuß bin da schon eher ich, der ich so alt werden kann, wie ich will, A wird immer der Ältere sein, einer, der sich nicht nur die Dinge schon etliche Jahre länger hat durch den Kopf gehen lassen, sondern bei dem sie auf ihrem Weg durch seinen Kopf auch weit mehr Spuren hinterlassen haben. Ich habe das vor Jahren schon gedacht, als wir einmal ein paar gemeinsame Tage in Griechenland verbrachten und bei der Gelegenheit das Theater von Sikyon besuchten: Ich ging auf den oberen Rängen einer Schildkröte nach und sah ihn dann allein unten auf einem der letzten

Marmorsessel der ersten Reihe über sein Notizbuch gebeugt, schreibend, und beneidete ihn um seine Gedanken. Ja, so etwas gibt es, und ich hoffe, Sie merken: AK ist für mich nicht nur eine Respektsperson: Manchmal ist er auch so etwas wie ein großer Bruder.

Der junge Lektor, als der ich vor dreieinhalb Jahrzehnten nach Österreich kam, lernte mit ihm jemanden kennen, der das Hochstaplerische, das ja aller Literaturkritik und Literaturbeurteilung notwendig eigen ist, durch Neugier, Wachheit und Zugewandtheit mehr als ausgeglichen hat. Bisweilen schien es geradezu, als habe er sein eigenes Schreiben-Wollen auf die Kollegen und Kolleginnen ausgelagert, denen er mehr Aufmerksamkeit zu schenken schien als sich selbst. Zwar soll heute abend vor allem der Dichter AK geehrt werden, aber natürlich, wir alle hier wissen das, gehört die Zeitschrift *manuskripte* untrennbar zum Gesamtkunstwerk K. Sie zeigt ihn als einen anarchischen Organisator, der Anfängern wie ausgewiesenen Könnern gleichermaßen seine Schulter anbietet, damit man darauf für ein Weilchen seinen Kopf bette und hinterher sagen kann: Ich war übrigens wieder mal in den manuskripten. Er hat Autoren gedruckt, die heute niemand mehr kennt, er auch nicht, aber er hat auch die gedruckt, die heute jeder kennt. Will man wissen, welche Kriterien ihn beim Auswählen geleitet haben, wird es wie immer in solchen Fällen schwer sein, den gemeinsamen Nenner zu finden; so viel aber lässt sich doch über alle unscharfen Qualitätsanforderungen hinaus sagen: Er hat immer erwartet, dass seine Autoren und Autorinnen ihr Schreiben vollkommen ernst nahmen, so wie er es nicht anders von sich selbst kannte. Um welches Thema es auch immer ging: Der Sprache die notwendige formale Entsprechung abzuverlangen, war und ist kein Witz. Der Anspruch kommt von der Sprache selbst, nicht vom Publikum. Und genau diesen Anspruch will man von der prüfenden Instanz des Herausgebers spüren, kompetent freilich. Lustig ist da gar nichts. Eben deswegen ist AK ein geachteter Mann.

Es herrschte ja immer ein ordentliches Durcheinander in dieser Zeitschrift. Aber ein Abend mit dem jeweils neuen Heft, und man weiß wieder, was für eine herrliche Kakophonie die Gegenwartsliteratur ist, solange sie wirklich noch ganz Gegenwart ist. Ein für alle offener Kindergarten, gehütet von A, dem erwachsenen Kind.

Wenn man sich dann zwischen den von ihm und seinen Mitstreitern bewilligten Texten hin und her bewegt, blättern, suchend, vor und zurück, hier eine Erzählung, da ein Gedicht, dort ein Romananfang, dann könnte man, sollte und wird zwangsläufig auch ins Sinnen kommen, was man denn eigentlich zu finden hofft in dieser Literatur.

Ich denke, eine halbwegs passable Antwort darauf ist immer noch das bewährte Dreiergespann *Das Wahre, das Gute und das Schöne*. Dazu findet sich in der ebenso gewaltigen wie bärbeißigen Prosa *Der letzte Österreicher*, der die Österreich-Nostalgie à la Hofmannsthal mit nur einer Bewegung vom Tisch wischt, folgende Passage: *Wie leidenschaftlich hatte er gestritten und gekämpft, um recht zu haben, wenn es um die Versinnlichung der großen Wörter ging, um das „Wahre“, „Gute“ und „Schöne“. Er rief sie aus dem Abgrund zurück, in dem sie zu versinken drohten, und*

wenn man ihm entgegenhielt, daß sie eben dieser Abgrund sind, schrie er also: „Aber was ist dann die Vernunft?“ Er ließ die Vorbeiziehenden durch seine drei Wörter gehen, sie heimkehren in die Wörter...“

Das Wahre: das will wohl heißen: die Welt, wie sie ist, unverfälscht. Und wie ist die Welt? Wechselhaft. Viel zu oft für mich so und für dich anders. Und selbst für mich mal anders und mal so. Manchmal sogar beides zugleich. Vor allem aber ist sie vieldeutig und schwer durchschaubar. Wenn aber das Gedicht uns die Welt so zeigen soll, wie sie ist, und wenn sie also schwer durchschaubar ist, dann muss wohl auch das Gedicht schwer durchschaubar sein? Das muss es wohl, auch wenn wir das nicht gerne hören, haben wir das Verständliche doch lieber als das Unverständliche, das Eindeutige lieber als das Mehrdeutige, das Klare lieber als das Unklare. Und gern geben wir offenbar etwas vom Wahren auf, wenn uns die Welt nur überschaubar gezeigt wird, geordnet, begriffen, im Griff. Das Kind im Wald pfeift keine Fugen, lieber etwas Einfaches. So verfliegt die Angst.

Inzwischen haben wir weitergeblättert im Heft und unter den Texten ausnahmsweise auch etwas vom Herausgeber selbst gefunden, Gedichte von AK. Und als sei es die Probe aufs Exempel: Wir lesen sie, und wir verstehen nur die Hälfte. Höchstens. Wir atmen auf: Das muss die Welt sein, wie sie ist. Und noch einer atmet hörbar auf: der Autor. Er muss, ja er soll nicht schlauer sein wollen als sein Text. Vielmehr ist das gelungene Gedicht doch allemal der Klügste von beiden. Und wie soll ich da nicht an das Lektoratsgespräch denken vor Jahren, wo wir über die Fahnen gebeugt saßen und ich ihm bei einem Gedicht sagen musste: Lieber Dichter, hier verstehe ich überhaupt nichts mehr. Und er es dann noch einmal überflog, sich zurücklehnte und mit vollem Ernst sagte: Ich auch nicht, aber es ist schön. Und ob, war meine Antwort, und wir waren beide glücklich.

Ehe wir aber jetzt auf das Schöne zu sprechen kommen – ich habe es nicht vergessen – ein Kurzes noch zum Guten. Dazu vielleicht vorab ein Zitat aus dem *Wilhelm Meister*, und zwar aus seinen *Wanderjahren*, nur um anzudeuten, dass wir uns der weiteren Dimensionen dieses Begriffs bewusst sind: *Des Schönen sind die Menschen selten fähig, öfter des Guten. Woraus sich ergibt, wie selten das Schöne gelingt.* Das Gute soll hier aber jenseits aller Moral – oder jedenfalls jenseits der üblichen – das gut Gemachte sein, das handwerklich gut Gefügte, die Form- und Sprachqualität. Dazu nur so viel: auch AK hat nicht nur Meisterwerke verfasst und manchem meint man die Anstrengung des Verfertigens noch anzusehen. Aber ich kenne kein einziges schlechtes Gedicht von ihm! Der eigene Ton, also das Unverwechselbare, ist immer zu hören, das Reflexionsniveau immer anspruchsvoll, die Bildwelt immer herausfordernd.

Nun aber: den Ton zu hören, der Denkspur zu folgen, die Bilder aufsteigen zu lassen – klärt das die Welt nicht? Gewinnt sie so nicht Gestalt? Wird nicht das Rätsel Welt, gerade wenn es Rätsel bleibt, durchscheinender? Ja, doch, das wird es. Und was können wir von diesem klug gestalteten Bilderrätsel sagen, was ist im Glücksfall wie durch Zauberhand, wie eine Aura Wort um Wort entstanden? Die Schönheit, ja, und

auch sie ist ein Rätsel durch und durch, aber im Gegensatz zur Welt, die erst durch sie wirklich zur Erscheinung gebracht wird, im Kern ein klares, leuchtendes, einfaches, kindliches. Vielleicht etwas, was sich in einem Kind einnisten konnte, das durch die Wälder von Brunensee streifte oder auf den See selbst blickte und auf die Wolken über ihm. Das wäre jedenfalls nahe liegend für jemanden, der „als Sohn eines Gärtners in einer vornehmen Villa an der Stadtgrenze“ aufwuchs, wie es gleich zu Beginn der *Ortliedschen Frauen* heißt. Wer alles drei zusammenbringt, das Wahre, das Gute, das Schöne, der jedenfalls ist, wie AK, ein Dichter.

*Er ging durch sich.
Mit nahm er,
was in den Dingen war.*

*Er ließ sie,
baute Gärten,
aus ihrem Blühen
fand er nicht zurück.*

Und:

*SCHÖPFUNG
Der Leib will die Welt,
durch ihn sind Furchen,*

*aufgerissene Wege
gehen ihn.*

*Angelockt, zu sehen,
versucht das Auge
den geöffneten Himmel.
Wolkenflüge
zeigen den Raum.*

*Sie vermehren die Sinne,
sie überstürzen den Leib,
Sichtbarkeit anzunehmen.*

Die Begegnung.

Zurück zur Schönheit: sie ist es, die der schwer durchschaubaren Welt, auch da, wo von deren Hässlichkeit die Rede ist, den Schein der Verträglichkeit und Klarheit gibt. Auch so veerfliegt die Angst.

Und noch etwas nimmt uns die Schönheit: das Steirische, nämlich das Lokale, Provinzgebundene, die häusliche Einmischungslust, die ja die Kehrseite ist des letztlich unfruchtbaren Selbsthaders, der auch AK in vielen schwachen Momenten überkommt. Zugleich geht es um die falsch verwachsenen Narben der Geschichte, der bösen Geschichte, der von Menschen gemachten Gottesplagen. Sie wollen und müssen – etwa in dem wichtigen Roman *Allemann* – noch einmal aufgerissen werden, damit sie gütlicher zusammenwachsen und die Erzählung ein Heilbad werde.

Am Ende des Krieges fiel ich in die Stadt, in der ich sterbe. Den Namen der Stadt spreche ich nicht mehr aus. Ich wollte die Stadt von ihrer Enge heilen, mithelfen, ihr die Verkrustung abzureißen, den deutschnationalen Panzer, aber unter jedem Stück entfernter Haut spannte sich wieder ein Stück Haut. Unter dieser Haut war das vielfältige Österreich erstickt, unser Herz!“

Wir suchen die Schönheit wie die verlorene Kindheit, jene Zeit, die von Schönheit noch nichts weiß, die aber später im ersehnten Schönen ihr Abbild findet. Diese Kindheit darf man getrost auch Paradies nennen. AK bedrängt es immer wieder mit seinen Zweifeln, so dass es da, wo es, wie in jedem seiner Gedichte, wenigstens *einmal* aufscheint, sein Leuchten über jeden Vers wirft.

Ich gebe es zu, am meisten würde es mich entzücken, würde AK heute der AK-Preis verliehen. Nicht nur weil er ihn verdient hätte wie kein zweiter – er hat auch jeden anderen Literaturpreis verdient –, sondern weil er in meinen Augen literarisch weiter gekommen ist als jener, weil er aus der Enge des Herkommens seine Ahnung von Weite-Welt-Zustimmung und seinen Sinn für tragische Notwendigkeiten souveräner zu verknüpfen weiß.

Andererseits: es ist zwar wahr, dass nun mal nicht jede Stadt eine Tochter oder einen Sohn hat wie Goethe, Heine oder Bachmann, und es ist ebenso wahr, dass Franz Nabl in keiner Weise das Kaliber eines Hamsun oder Céline hatte. Wahr ist aber ebenso, dass auch Nabl das Grüblerische mit der Ahnung von der Möglichkeit eines befreiten Lebens zu verknüpfen wusste, auch wenn ihn seine Befangenheiten nur selten dahin brachten, wo man ihm gern begegnet wäre. Lesen die Jungen Nabl? Fördert die Stadt die verlegerische Präsenz dieses Autors?

Auf jeden Fall hat mir Franz Nabl die erste Zusammenarbeit mit Peter Handke beschert, als dieser 1975 die Erzählung *Charakter* herausgab. Ich fand übrigens im Nachwortmanuskript damals das Wort *zutiefst*, das mir nicht gefiel, und bekam von Handke dafür den Gegenvorschlag *zuhöchst*. Handke ist gewiss der Dichter, der AK am zutiefsten verbunden ist. Die Freundschaft zwischen diesen so verschiedenen und sich doch immer wieder in Gemeinsamkeiten treffenden Männern ist – ich traue mich das zu sagen – unverbrüchlich, der nahezu lebenslange Briefwechsel der beiden zeigt das auf inspirierende Weise.

Dort kann man übrigens auch nachlesen, dass fast nichts geworden wäre aus der geplanten Hochzeit mit Gabriele Lichtenegger im Marmorsaal von Schloss Mirabell in

Salzburg. Nicht weil Sohn Julian seine Mutter wiederholt fragte: Mama, müssen wir wirklich heiraten?, sondern weil ich knapp zuvor mit Peter Handke aneinander geraten war und es so aussah, als ob ein freundschaftliches Miteinander nicht stattfinden könnte. Zum Glück vertrug man sich dann aber doch noch rechtzeitig, Handke und ich ließen uns als Trauzeugen eintragen, wobei die junge Frau im Magistratsbüro noch fragte: Handke – mit weichem oder hartem D?, und als der Standesbeamte nach glücklich vollzogener Trauung ausrief: Es darf geküsst werden! und meine vierjährige Tochter Daphne auf eben den Standesbeamten zustürmte und ihn küsste, da war dann doch alles im Lot.

Die Stadt Graz zeichnet heute einen ihrer bedeutendsten Dichter aus – und wirklich bedeutend waren unter den vielen, die die Grazer Szene bespielten, ja nicht so viele. Er hat sich um diese Stadt verdient gemacht und entscheidend dazu beigetragen, dass Graz und Literatur für lange Zeit geradezu synonym schienen, wir wissen das nicht erst seit heute.

Als ich vor mehr als drei Jahrzehnten AK in der Billrothgasse besuchte, und ihm vorschlug, dem ersten Privatdruck ein richtiges Gedichtbuch folgen zu lassen, da fügte es sich, dass, noch bevor das Buch erschienen war, Peter Handke und seine Mitstreiter ihm den Petrarca-Preis verliehen, damals der schönste und am schönsten gefeierte Literaturpreis überhaupt. Da konnte es kein Zufall sein, dass bereits seit Hunderten von Jahren in dieser Stadt als kostbarste und hinreißendste Kunst-Stücke die beiden Cassoni der Paola Gonzaga im Dom gehütet werden, wenngleich einigermaßen zweckentfremdet: die beiden Aussteuertruhen der mantovanischen Prinzessin enthalten heute heiliges Gebein. Tempora mutantur, geblieben aber ist die Pracht des geschnitzten Elfenbeins, das, wie wir wissen, die *Trionfi* des Petrarca an uns vorüberziehen lässt: den Triumph der Liebe, der Keuschheit, des Todes, des Ruhms, der Zeit und der Ewigkeit. Das alles – ja doch, auch die Keuschheit – sind große, wenn nicht die größten Themen jeder Kunst und also auch der Kunst AKs. Das Phantasievollste ist, wie denn auch nicht, der Triumph der Liebe, *Triumphus Cupidinis*, jenes Bild, auf dem die lorbeerbekränzten Dichter den Wagen des wilden Kindes Amor – un garzon crudo – begleiten, zu dem einer von ihnen – alzando gli occhi – sehr aufmerksam hinaufschaut: Petrarca selbst. In der Truhe mit diesem Relief wird heute der Arm der hl. Agathe aufbewahrt – oder ist es vielleicht längst ein anderer Arm?

PETRARCAS GRAB

*Der Raub zeigt das Leere, der Armraub,
des Dichters Arm. Sein Schriftzug
wiederholt nicht, die Erinnerung vermehrt
die Dunkelheit: das Zeitalter,
die nach innen stürzende Grenze,
ist seine Not, Laura, die liebt.*

*Was rettet sie, die zusieht und leidet?
Das Erstaunen verbirgt sich, unzeitig nah,
darin der geraubte Rest, Laura, das Neue,
der Berg, der Wind, die Voraussicht der Welt.
Vor der Scheu, es dem Auge anzuvertrauen.*

Ja, Graz hat mit Petrarca längst – und vermutlich lange Zeit, ohne es zu wissen – einen der größten Dichter in seinen Mauern gehabt: wer weiß, ob nicht von da aus alles seinen Anfang nahm. Liebe, Keuschheit, Tod, Ruhm, Zeit und Ewigkeit: was Dichtung ist, das rührt an diese Dinge. Und an uns und bringt so das eine und das andere zusammen, so heute Abend auch uns. Das ist gut, das ist schön, das ist wahr.

Zum Abschluss aber noch etwas: AK, auch wenn er ein wenig zarter geworden ist in den letzten Monaten, war nie nur Denker und Dichter, sondern mit Hingabe und Lust auch Esser und Trinker. Und wie es bei einem solchen nicht anders sein kann, kommt dann das Denken und Trinken, Essen und Dichten, das Kochen, Vermischen, Vertilgen, Verwandeln anstiftend und uns alle heiter beflügelnd zu uns, denn es macht Appetit auf Gedichte und Wein, Gedichte von AK und steirischen Wein: Nehmen wir von beidem nicht zu knapp, sie werden uns helfen, ein längeres Leben zu leben. Mit einem letzten Gedicht lassen Sie mich schließen:

TRANSZENDIEREN

*Sie sind eins,
Zahnfleisch, Zähne, die Lippen
und der rote Lachs.*

*Du nimmst im Beißen die Verführung an
zu überführen, den Widerstand
aufzuheben im Geschmack,
Welt überschüttet die Empfindung.*

*„Pfeffer auf der Zungenmitte,
Unerbittliches, in sanfter Butter
aufgehoben, einmal nicht zu trennen, wenn eins ins andre übergeht“, sagst du,
„Scharfes, Salz, und zart das Saure.“*

*Ich sehe das Einlösbare. Es erscheint
im Muskelspiel der Wangen, im Augenblick,
da der Gedanke in die Speise kommt und
das dir Versprochene, über Zutaten hinaus,*

*das Neue ist: vergänglich und im zweiten
Bissen wiederholt (die Beständigkeit der Dauer).*

*Der Genuß bewegt dich, du nimmst teil
an ihm, wie die Schmerzen Schmerzen aller sind,
das Schmecken nimmt dich an seine Seite.
Du trinkst den Wein wie Wind dazu. Der Rest
der Austernsauce siegt in deinen Augen;
so einfach ist, was alles ist, mit uns.*